

Jugend, Werte und Gemeinschaft

Solidarbeziehungen unter marktgesellschaftlichen Bedingungen

Kommentar von Mag. Bernhard Heinzlmaier



Credits: Daniel Wisniewski, Fenja Eisenhauer, Freyja Schimkus, Tobias Mittmann / www.jugendfotos.at

Bevor man über das Thema Werte spricht, sollte man klären, was Werte überhaupt sind. In seinem Buch „Die falsche Münze unserer Träume“ hat das Mastermind der Occupy-Wallstreet-Bewegung, David Graeber, darauf hingewiesen, dass es verschiedene Wertetheorien gibt. Die wichtigsten zwei sind die ökonomische und die moralische Wertelehre.

Ökonomische Werte dominieren unser Leben

Der ökonomische Wert tritt in unserem Lebensalltag in der Regel als Preis in Erscheinung. In einer Marktgesellschaft muss alles einen Preis haben, um auf dem Markt gehandelt werden zu können. Und mit Preisen versehen werden nicht nur Waren wie Autos, elektronische Geräte, Ferienreisen, Lebensmittel etc. sondern auch Menschen. So bekommt zum Beispiel jemand mit einer guten Ausbildung für seine Arbeit mehr bezahlt als jemand mit einer schlechteren. Die Arbeitskraft des gut ausgebildeten Menschen erzielt also am Arbeitsmarkt einen höheren Preis. Im ökonomischen Sinn ist der gut ausgebildete Mensch damit also mehr wert als der schlecht Ausgebildete.

Die zweite wichtige Wertekategorie sind die moralischen Werte. Sie sind aber heute, das muss gleich zu Beginn erwähnt werden, deutlich weniger bedeutend als die ökonomischen Werte. Die Menschen orientieren sich in unserer Zeit stärker am persönlichen Nutzen, der sich über Marktbeziehungen realisieren lässt, als an moralischen Werten. Dennoch wird viel über moralische Werte geredet, was insofern interessant ist, weil sich auch die

wenigsten relevanten Akteure in Wirtschaft und Politik an diesen orientieren. Wir finden also eine Situation vor, in der viel moralisiert, aber wenig moralisch gehandelt wird.

Werte und Normen

Der deutsche Soziologe Hans Joas hat die beste Definition für moralische Werte in den letzten Jahren geliefert. Werte sind für ihn "attraktiv-motivierend", das bedeutet, sie sind im Kern wünschenswerte Vorstellungen darüber, wie der Mensch sein Leben in Gemeinschaft und Gesellschaft führen sollte. Werte sind also dazu da, die Menschen dazu zu motivieren, im Sinne von übergeordneten moralischen Haltungen richtig zu handeln, keinesfalls sollten sie diese aber dazu zwingen.

Im Gegensatz zu den Werten, die also die Lehre von dem für das Leben im Allgemeinen Wünschenswerten sind, stehen die Normen, also Regeln wie Gesetze und Verordnungen, die Hans Joas als "restriktiv-obligatorisch" bezeichnet.

Normen gelten in einer Gesellschaft für jeden ohne Ausnahme und sie werden, wenn notwendig, mit Hilfe der staatlichen Ordnungsmacht, zum Beispiel der Polizei, durchgesetzt. Der Staatsbürger unserer Zeit hat also die Möglichkeit, zwischen unterschiedlichen Werten, wie zwischen dem monogamen Leben in einer bürgerlichen Ehe und einem polygamen Leben in wechselnden Beziehungen, frei zu wählen, er kann aber nicht frei darüber entscheiden, ob er sich an die Geschwindigkeitsbegrenzung von hundert Stundenkilometern auf Landstraßen hält. Übertritt er sie, dann wird er bestraft, d.h. wenn er sein Verhalten nicht an den geltenden Regeln der Straßenverkehrsordnung ausrichtet, dann wird der Staat diese mit Zwang durchzusetzen versuchen und den nicht anpassungsbereiten Bürger vielleicht sogar irgendwann einmal durch Führerscheinentzug aus dem Verkehr ziehen.

Wir sehen also, dass Werte für die Freiheit der Menschen unmittelbar nicht so bedrohlich und einschränkend sind wie Normen. Werte gibt es viele und unterschiedliche und man kann sich aussuchen, nach welchen man sich richten möchte und nach welchen nicht. Am Ende sind Werte nichts anderes als gut gemeinte, vielfach auch durchaus sinnvolle Vorschläge zur richtigen Lebensführung.

Die diktatorische Eigenschaft der Werte

Aber Werte haben eine Eigenschaft, die sie auch gefährlich machen kann. Sie tendieren nämlich dazu, sich in Normen verwandeln zu wollen, respektive die Institutionen, die sie vertreten, drängen darauf, dass sie die Form verbindlicher Gesetze annehmen.

Wertesetzende Institutionen wollen also nicht nur unverbindlich zum guten Handeln motivieren, oft wollen sie ihre Vorschläge diktatorisch durchsetzen.

Ein Beispiel dafür aus der Vergangenheit ist der Schwangerschaftsabbruch. Die Auffassung der katholischen Kirche, dass eine Eizelle im weiblichen Körper vom Augenblick der Befruchtung als Leben zu bezeichnen ist, war allgemeines, für alle verbindliches Gesetz und der Schwangerschaftsabbruch mit dieser Begründung grundsätzlich verboten. Auch wenn viele der Meinung waren, dass in den ersten drei Schwangerschaftsmonaten nicht von menschlichem Leben im sozialen Sinn gesprochen werden kann, mussten sie sich der Meinung der katholischen Kirche unterwerfen. Erst in den 1970er Jahren wurde das Verbot des Schwangerschaftsabbruchs in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft aufgehoben. Von nun an war es für den Einzelnen möglich, tatsächlich nach seinen persönlichen Werten zu entscheiden.

Wenn über Werte diskutiert wird, müssen wir also immer darauf achten, was gemeint ist. Geht es um Vorschläge für ein gutes, moralisches Leben, die einfach nur zur Diskussion gestellt werden, oder sollen die Wertvorstellungen einer bestimmten Institution zum allgemeinen Gesetz erhoben und damit den Bürgern die Möglichkeit nach dem eigenen Gewissen zu entscheiden genommen werden?

Noch ein Beispiel. Wenn die Grünen in Deutschland ein Gesetz fordern, dass das Essen von Fleisch an mindestens einem Wochentag in Betriebskantinen verbietet, dann wird hier eine Wertentscheidung zu einer Normentscheidung gemacht. Bis jetzt stand es dem einzelnen frei, sich die ganze Woche hindurch für eine vegetarische oder nicht-vegetarische Lebensführung zu entscheiden. Jetzt wird das, wozu die Grünen die Menschen bisher motivieren wollten, nämlich weniger Fleisch zu essen, zur Pflicht. Ein Wert wird zu einer restriktiv-obligatorischen Norm, das Essen von weniger Fleisch wird nun erzwungen.

Mehr Möglichkeiten zu persönlichen Gewissensentscheidungen

Wenn wir nun zur Jugend kommen, dann erhebt sich die Frage, was sich diese von der Politik im Hinblick auf Werte und Normen wünscht. Wollen sie mehr "restriktiv-obligatorische" Gesetze und Regeln, oder wollen sie mehr Raum für selbständige Gewissensentscheidungen, d.h. wollen sie zum "richtigen" Handeln von der Politik eher motiviert oder gezwungen werden?

Dazu gibt die Wertestudie 2011 eine ganz eindeutige Antwort. So richten über 80 Prozent der befragten 16- bis 29-jährigen ihr Leben an persönlichen Werten aus, lediglich acht Prozent lassen sich von den Werten einer Religionsgemeinschaft leiten und gar nur fünf Prozent von denen einer politischen Partei. Dies ist wohl ein deutlicher Hinweis darauf, dass den jungen Menschen ein möglichst großer Spielraum für persönliche Wertentscheidungen wichtig ist und dass sie keinesfalls ihr Gewissen in die Hände von politischen oder religiösen Institutionen legen wollen. Und auch das Antwortverhalten in Bezug auf Demokratie und Partizipation weist klar in dieselbe Richtung. Fast 80 Prozent der Befragten wünschen sich eine Ergänzung der repräsentativen Demokratie durch Formen der direkten Demokratie, d.h. eine überwältigende Mehrheit möchte wohl gefragt werden, bevor ihnen in den Kantinen einmal die Woche das Fleisch vom Teller genommen wird.

Gemeinschaft oder Individualismus, das ist hier die Frage

Der Mensch ist ein Wesen, das von Natur aus stark zwischen individuellem und gemeinschaftsorientierten Denken und Handeln hin und her gerissen ist. Einerseits will er seine eigenen, ganz persönlichen Wünsche und Vorstellungen erfüllt sehen, andererseits fühlt er sich aber auch zu den Mitmenschen in Freundschaft und Liebe hingezogen oder erkennt die Notwendigkeit, mit anderen zur Erreichung seiner individuellen Ziele zusammenarbeiten zu müssen.

Der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer hat diese widersprüchlichen Handlungsmotive am Beispiel einer Herde von Stachelschweinen verdeutlicht. Die Herde steht auf einer Waldlichtung. Wenn es kälter wird, dann drängen sich die Stachelschweine zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen, sie stechen sich aber gegenseitig mit ihren Stacheln und werden dadurch wieder auseinander getrieben und so geht das ewig weiter. Auf den Menschen übertragen bedeutet dies, dass die Kälte der Gesellschaft uns immer wieder in Gemeinschaften zusammendrängt, dass aber unsere sehr individuellen Wünsche und Bedürfnisse die ständigen Stacheln im Fleisch dieser Gemeinschaften sind und deren Zusammenhalt immer wieder auf die Probe stellen.

Im Jahr 1887 erschien das Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ des damals 26-jährigen Ferdinand Tönnies. Tönnies unterscheidet zwischen zwei Handlungstypen, zwischen dem gesellschaftlichen, der sich über Tauschakte konstituiert und dem gemeinschaftlichen, der auf gegenseitiger Stützung und Hilfe beruht. In der Gemeinschaft liegt der Gewinn für den Geber im Geben selbst, während die Tauschbeziehungen der Gesellschaft auf die Durchsetzung des persönlichen Vorteils gerichtet sind. Beide Handlungsoptionen existieren

gleichzeitig, d.h. jeder Mensch kann sowohl gemeinschaftsorientiert als auch gesellschaftlich handeln.

In einer Zeit wie der unseren, in der Marktbeziehungen und damit gesellschaftlich geprägtes Handeln zum dominierenden Mechanismus des menschlichen Zusammenlebens geworden sind, geraten Gemeinschaften unter Druck oder gehen gar zugrunde. Ulrich Beck weist darauf hin, dass der moderne Mensch ein Wesen ist, das nach und nach aus Gemeinschaftsbeziehungen herausgelöst wurde. Alleine und abseits von traditionellen solidarischen Beziehungen steht er nun oft da, bei vielen Problemen und Aufgaben in erster Linie auf sich selbst gestellt, auf seine eigene individuelle Stärke verwiesen.

Aber mehr denn je erkennen wir heute, dass eine Gesellschaft ohne gemeinschaftliche Strukturen, ohne einen solidarischen Handlungstypus, der sich für andere Menschen engagiert, ohne dabei permanent auf den persönlichen Gewinn zu schießen, dem Glück des Einzelnen im Wege steht. Gerade in einer Gesellschaft, in der es immer stärker auf Leistung ankommt, in der der Wettbewerb, die Konkurrenz jeder gegen jeden, den ganzen Lebensalltag beherrscht, müssen gezielt gemeinschaftliche Strukturen gestützt oder aufgebaut werden, in denen sich vor allem junge Menschen auch dann angenommen und aufgehoben fühlen können, wenn sie gerade nicht zu den Erfolgreichen und den Leistungsträgern gehören. Die Qualität unserer Gesellschaft wird in Zukunft vor allem von der Qualität unserer gemeinschaftlichen Strukturen abhängen. Je besser es uns gelingt, Familien- und Freundschaftsbeziehungen aber auch Gemeinschaftsbeziehungen im kommunalen und regionalen Raum zu etablieren und zu stabilisieren, desto größer wird die Zahl derer sein, die sich in unserem Land glücklich und zufrieden fühlen. Denn Lebenssinn entsteht nicht primär in den gesellschaftlichen Markt- und Konkurrenzbeziehungen, sondern in den gemeinschaftlichen Solidarbeziehungen.

Es zeigt sich aber, dass junge Menschen immer weniger Vertrauen in Solidarbeziehungen haben. Vielmehr glaubten bereits 45 Prozent der Wiener Jugendlichen im Jahr 2012, dass vor allem jene, die in erster Linie an den eigenen Vorteil denken, ein gutes Leben haben können. Worum geht es also heute? In erster Linie darum, die Vorstellungen vom guten Leben aus der Geißelhaft des Marktes, der Konkurrenz und des Konsums zu befreien. Was wir propagieren müssen, ist ein gutes Leben, das aus dem solidarischen Handeln in Gemeinschaften wie Familien, Freundeskreisen, dörflichen Kollektiven und anderen Solidarbeziehungen hervorgeht, in deren Mittelpunkt das Interesse an der wechselseitigen Stützung und Hilfe steht, in denen der Gewinn des Gebers im Geben selbst besteht.

Literatur:

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in einer andere Moderne. Frankfurt 1986

Graeber, David: Die falsche Münze unserer Träume. Zürich 2012

Joas, Hans: Die Entstehung der Werte. Frankfurt am Main 1997

Opielka, Michael: Gemeinschaft in der Gesellschaft. Soziologie nach Hegel und Parsons. Wiesbaden 2006

Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt 2005

Institut für Jugendkulturforschung: Österreichische Jugendwertestudie 2011. Wien 2012

Institut für Jugendkulturforschung: Wiener Jugendstudie 2012. Wien 2012

Autoren-Info: Mag. Bernhard Heinzlmaier

ist seit über zwei Jahrzehnten in der Jugendforschung tätig. Er ist Mitbegründer des Instituts für Jugendkulturforschung und seit 2003 dessen ehrenamtlicher Vorsitzender. Hauptberuflich leitet er das Marktforschungsunternehmen tfactory in Hamburg.

Arbeitsschwerpunkte von Bernhard Heinzlmaier sind: Praxiskonzepte für kommunale Jugendpolitik, Freizeitforschung, Jugend und Gesundheit, Lifestyleforschung, Zielgruppenkommunikation

Kontakt: bheinzlmaier@jugendkultur.at

Institut für Jugendkulturforschung

Alserbachstraße 18/7. OG, 1090 Wien

Weitere Infos unter: www.jugendkultur.at